

# Die Funktion des Sprichwortes als volkskundliches Stilelement in den Werken Jeremias Gotthelfs

Autor(en): **Mieder, Wolfgang**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1973)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421111>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die Funktion des Sprichwortes als volkskundliches Stilelement in den Werken Jeremias Gotthelfs

Von Dr. Wolfgang Mieder, Burlington (Vermont, USA) (Schluß)

An all diesen Beispielen hat sich gezeigt, daß Gotthelf ein ernsthafter Moralist und Sittenprediger war, der überzeugend diese einfache Form der Belehrung durch das Sprichwort verwendet, dessen lehrhafte Tendenz sich auf alles bezieht, „was mit der Lebenskenntnis und Lebensführung des einzelnen zusammenhängt“<sup>20</sup>. Durch die Verwendung von Sprichwörtern konnte Gotthelf sich zu einem Volkspädagogen entwickeln, da das Volk seine Lehren verstehen konnte. Und doch wußte Gotthelf nur zu gut, daß man dem Volke nicht nur mit Belehrung beikommen kann, wie er selbst in einem Brief vom 28. September 1843 schreibt, worin er die damalige Volksschriftstellerei folgendermaßen kritisiert: „Weise Leute rüsteten eine solche Schrift (Volksschrift) zu wie die Apotheker ihre Mittel, nahmen ein Lot Religion, andert-halb Lot Moral, zwei Lot feine Lebensart, ein halb Pfund gemeinnütziges Allerlei, streuten einige Volksausdrücke darunter, preßten irgendeinen alten Witz hinein, rührten alles wohl untereinander und stellten dem Volk das Fressen vor. Das Volk wandte sich zumeist angewidert davon ab . . ., denn das Volk ißt die Weisheit nicht mit Löffeln“ (5,331). Gotthelf wandte sich energisch gegen diese Auffassung und kündigte an, dem Volke, „dem man von allen Seiten Sand in die Augen streute, treu die Wahrheit vorzuhalten, zu versuchen, ob es Lust zu derber, gesunder Kost habe, und dadurch der ungesunden politischen und religiösen Überfütterung zu wehren“ (5,331—332), denn „das Volk will lachen und weinen“ (5,333). Das heißt, daß der Dichter sämtliche emotionalen Lagen des Volkes darstellen soll, was eine trockene, didaktische Volksschrift nicht vermag. Auf der einen Waagschale liegt also für Gotthelf die Didaktik, doch auf der anderen befinden sich die aus dem Leben und seinen Situationen geschöpften Elemente. Nur so kann der Volksschriftsteller vom Volke erwarten, daß es seine Bücher liest. Und daher konnte Walter Muschg Gotthelfs realistisches Bild des Menschenlebens als „teils humoristische Verklärung, teils spöttische Parodie, teils haßerfüllte Satire“<sup>21</sup> charakterisieren. Hier soll nun dieses Triumvirat von Humor, Ironie und Satire an Hand der Verwendung von Sprichwörtern gezeigt werden, die ihre didaktische Tendenz ein für

<sup>20</sup> Friedrich Seiler, *Deutsche Sprichwörterkunde* (München 1922) 3.

<sup>21</sup> Walter Muschg, *Jeremias Gotthelf. Eine Einführung in seine Werke*, 2. Auflage (Bern 1960) 147.

allemal verlieren und zu „useful indicators of the characteristics of an age (and its people)“<sup>22</sup> werden.

Humorvoll wird ein großes Fest beschrieben, wobei dem Essen und Trinken sowie den gut zubereiteten Forellen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, denn „da, wie das Sprichwort sagt, Fische schwimmen müssen (XVI,251), so wurden die Humpen nicht vergessen und den vorausgeschickten Fischen tüchtig nachgegossen“. Witzig ist auch das nächtliche Stelldichein unter dem Fenster zwischen Felix und Änneli. Ins Stübchen aber läßt Änneli den drängenden Felix nicht, worauf dieser wenigstens ein Müntsch (Kuß) fordert. „Ach Felix, du bist e Wüste, schäm dich, hätte nicht geglaubt, daß du so einer wärest!“ jammerte Änneli. „Nu, mach, was d wit, aber ich geb dir my Seel nit!“ Not bricht Eisen (XII,434); Felix fühlte was auf seinem Gesichte, das am Fensterchen war, dann aber schob sich dieses zu, Änneli verschwand und Felix ging mit Befriedigung ab.“ Doch Gotthelfs Humor kann sich auch durch Übertreibung zu einem „grotesken Humor“<sup>23</sup> steigern. So besuchte Uli z. B. einen Mann, den er in einem Kuhhandel hintergangen hatte, da er nun die Angelegenheit wieder gutmachen möchte. Bevor er aber irgend etwas sagen kann, fängt die Frau des Mannes an zu zetern und zu keifen, und diesen an Fischart erinnernden Redefluß bricht Gotthelf folgendermaßen ab: „Indessen alles Irdische hält nicht ewig aus (XI,443), selbst der Atem eines zornigen Weibes nicht; endlich konnte Uli sagen, warum er da sei.“ Dagegen drückt das Sprichwort in der folgenden Episode humorvolle Teilnahme aus: Die Bodenbäuerin, Vreneli und Uli sind auf dem Wege nach Hause, wobei ein kleiner Liebeszank zwischen den beiden jungen Leuten ausbricht. „Du bist puckt, Uli“, sagte Vreneli, „ich habe nicht gewußt, daß man dir nichts mehr sagen darf.“ „So zanket recht!“ sagte die Base (die Bodenbäuerin), „das gefällt mir; was sich liebt, muß sich zanken (IV,326), und ihr machet exakt wie zwei am Tage nach der Hochzeit.“

Leicht kann der Humor zur Ironie überwechseln, doch „wo Ironie auftaucht, dann in einem elementar augenblicklichen Sinn als Bloßstellung“<sup>24</sup>, als gesunder Spott. Sprichwörter wie „selber essen macht heiß“ (XIII,500), „daß eine Hand die andere wäscht“ (1,26), „Glychs und Glychs sih zsämmela“ (XXIII,308), „was eim

<sup>22</sup> Stuart A. Gallacher, *The Proverb in Scheidt's „Grobianus“: The Journal of English and Germanic Philology* 40 (1941) 490.

<sup>23</sup> Vgl. Roy Pascal, *The German Novel* (Manchester 1956) 129. „Gotthelf's humour often takes a grotesque turn, like that of Rabelais or Fischart; but it is a means to reveal, with a kindly tolerance, the characteristic preoccupations and values of the class he describes.“

<sup>24</sup> (wie Anm. 14) 156.

recht ist, wird em angere o billig sy“ (XXIV,211), „hilfst du mir, so helf ich dir“ (XXIII,63), „was nicht ist, kann werden“ (XIX,319), „wie gewonnen, so zerronnen“ (XIII,357), „wer unverschämt ist, der lebt dest bas“ (XIII,112) und andere mehr eignen sich besonders gut dazu, als kurze, spöttische Bemerkung in eine Unterhaltung oder Betrachtung eingegliedert zu werden.

Einige treffende Beispiele der ironischen Funktion der Sprichwörter sollen auch hier wieder herausgegriffen werden: Uli ist früh auf dem Wege zu einem Prozeß, was Gotthelf die Gelegenheit gibt, über die gehaßten Advokaten zu spötteln. „Es war noch ziemlich stille, die Stunde des Gerichts noch nicht da, und bekanntlich gehören Advokaten, welche früh zur Stelle sind, entweder zu den Ausnahmen oder zu den Anfängern. Wer des Abends zu viel Wein im Munde hat, fragt dem Golde, welches die Morgenstunde im Munde hat (XI,292), nicht mehr viel nach.“ Hier ist es noch Spott, später steigert Gotthelf sich zur schärfsten satirischen Attacke gegen diesen Stand. Seine Ironie wendet sich auch gewissen Gemeindeguständen zu, wo manches auf illegale Art und Weise gemacht wird. „Später muß es die Gemeinde ersetzen; kleine Diebe hängt man vielleicht, große aber läßt man laufen“ (VII,28). Doch auch die Regierung wird bloßgestellt, wenn sie dafür verantwortlich gemacht wird, daß die Studenten und Professoren zu faul sind; denn „was will man sagen, gehen doch die Regierungen mit dem allerbesten Beispiel voran, ganz nach dem Sprichwort: ‚Alles Gute kommt von oben‘“ (XIV,79). Eine Illustration bildet auch folgende Stadt-Land-Kontrastszene. Jakobli, ein Städter, wird von einer Bauernfamilie, die er besucht, tüchtig verspottet. Man macht sich besonders darüber lustig, daß man in der Stadt alles kaufen muß, und daß es da nicht so gut sein kann wie auf dem Lande. Die Bäuerin meint: „Da wird es auch heißen, es sei besser eine Laus im Kraut als gar kein Fleisch (XIX,49), und staubicht werden die gerösteten Erdäpfel sein wie ein alter Mehlsack.“ Später bringt der Bauernsohn Jakobli auf die Post und faßt nun noch einmal allen Spott der Landbevölkerung auf die Städter zusammen: „dümmere Leute als solche Stadtbesen wie du gibt es ds Land ab ds Land auf nicht — Ihr meint, ihr hättet die Weisheit alle gefressen, und wißt nicht, daß jede Geige einen eigenen Ton hat und jede Kuh ihre Art (XIX,62), und daß ein Aff ein Aff bleibt und für einen solchen gehalten wird, tue er auch wie ein Kalb oder wie ein Schaf.“

Solche Bloßstellung ist schon dem Zynismus verwandt und deutet an, daß sich die Ironie leicht vom gesunden Spott entfernen kann. Kommt dann noch das kämpferische Element hinzu, so ist die Schwelle zur Satire überschritten, und obwohl Gotthelf sich nicht als Satiriker ausgibt, kündigt doch schon sein erster Roman

den Kampf gegen alles Negative der Menschheit an, „denn selbst sehen und erkennen können die meisten Menschen nicht, sie sind blind geboren, den Star muß man ihnen stechen“ (I,126—127). Durch das dichterische Wort will er das Übel der Welt bekämpfen und rechtfertigt diese Macht des Wortes in seiner großartigen Überlegung im Roman *Uli der Pächter*, worin er sich und seine Dichtkunst, wenn auch indirekt, der Satire verschreibt. Dabei beginnt die Aussage mit einem Sprichwort als Pointe, worauf eine Erklärung folgt: „Das Wort ist unendlich mächtiger als das Schwert (XI,298), und wer es zu führen weiß in starker, weiser Hand, ist viel mächtiger als der mächtigste der Könige. Wenn die Hand erstirbt, welche das Schwert geführt, wird das Schwert mit der Hand begraben, und wie die Hand zu Staub zerfällt, so wird vom Rost das Schwert verzehrt. Aber wenn im Tode der Mund sich schließt, aus dem das Wort gegangen, bleibt frei und lebendig das Wort.“

Die satirische Funktion des Sprichwortes zeigt sich z. B. im Falle des geizigen Herrn Böhneler, der nach seinem ersten Wahlerfolg zu immer höheren Positionen gewählt werden möchte, denn „es stach ihn der Haber, er wollte nicht mehr so bloß ein simpler Gewählter sein, er wollte mehr. Der Ehrgeiz und der Geldgeiz sind halt Brüder, und beide haben kein Genügen, und je mehr einer hat, desto mehr hat er noch zuwenig“ (XIX,325). Die Habsucht der Menschen kommt besonders nach der fürchterlichen Überschwemmung, die einen großen Teil des Emmentales verheerte, zum Vorschein. Jeder versucht, von dem Holz zu bekommen, das die Emme überall abgelagert hat. Einer ist gieriger als der andere. „Wahrhaftig, man muß wenig Ehre im Leibe haben, um so handeln zu können, und sich ganz des Grundsatzes trösten: ‚Wer unverschämt ist, der lebt dest bas‘“ (XV,64). Solche lasterhaften Menschen werden auch in dem folgenden Beispiel durch ein Sprichwort angegriffen: „In ihren Häusern war auch Glanz, aber gewöhnlich Schmutz darauf, es war etwas Unordentliches, ein Durcheinander, fast wie ein Mögen und nicht Können, ein Wollen und nicht Wissen, so wie das Sprichwort sagt ‚Außen fix und innen nix‘“ (IX,358). Dieser Angriff auf die Liederlichkeit steht nicht allein, denn so viele Menschen arbeiten „nach dem Takte ‚Komm ich nicht heute, so komme ich doch morgen‘“ (IV,189). Doch zur beißendsten Satire kommt es, wenn es gilt, den Zeitgeist zu bekämpfen. Da finden sich Sprichwörter wie „selber essen macht fett“ (XIX,152), „schweigst du mir, so schweig ich dir“ (XIII,384), „was der Bock an sich selbst weiß, trauet er der Geiß“ (XI,361), „sie zäumen lieber das Roß beim Schwanz als beim Kopf“ (II,148), „wer bezahlt, der befiehlt“ (IV,134—135), „eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus“ (XII,288)

und andere mehr. Dabei wollen die Bauern von all dem politischen Getöse und Gerede nichts wissen und meinen, „wer den Brei anrühre, der söll ihn auch auffresse“ (I,344).

Bei aller Satire weigert sich Gotthelf, dem Pessimismus zum Opfer zu fallen. Mag die Zeit auch noch so schlecht sein, die Hoffnung auf eine bessere Welt kann nicht aufgegeben werden, und was wichtiger ist, das Gute wird auch immer wieder als Sieger dargestellt. Warum sollte Gotthelf kämpfen, wenn er keinen Glauben an eine Weltverbesserung hätte? Und so wandelt sich seine Anklage meist zu einer „prophetischen Satire“<sup>25</sup> um, die eine bessere Zeit ankündigt, worin das Alte mit all seinen Sitten und Bräuchen und vor allem seiner christlichen Religion das falsche Neue mit all seinem Unglauben heilen wird, und die Menschen wieder lernen werden, „daß jede gute Gabe von Gott kömmt“ (IX,230). So etwa stellte sich Gotthelf das Ziel seiner Mission vor.

Humor, Ironie und Satire gehören also, wie gezeigt wurde, zur Weltanschauung und Kunstgestaltung Gotthelfs. Sie gehören zum Leben des einfachen Volkes, das aber für jede Lebenssituation ein Sprichwort zu verwenden weiß. Gotthelf, als Volkschriftsteller, hat diesen Umstand für seine Werke auszunutzen gewußt, und gerade diese drei Funktionswerte des Sprichwortes geben seinen Büchern die volkstümliche Frische und beweisen, daß Sprichwörter keineswegs immer eine lehrhafte Absicht verkörpern müssen. Jedoch sind die Möglichkeiten der Sprichwörterverwendung damit bei weitem nicht erschöpft. Bisher wurden nur die hauptsächlichen Funktionen hervorgehoben. Es bedeutet keine Übertreibung, dem Sprichwort eine unbegrenzte Funktionalität zuzusprechen, denn es kennt so viele Gebrauchsmöglichkeiten wie das Leben selbst. Abschließend soll nun noch eine kleine Auswahl dieser anderen Funktionswerte stehen, um gleichzeitig einen weiteren Beweis für die Lebensechtheit der Gotthelfschen Sprichwörterintegration zu liefern.

Häufig erklärt Gotthelf einen Umstand oder eine Situation durch ein Sprichwort. So mag es irgendwo eine neue Wirtschaft geben, und „alles wollte nun zum neuen Wirt, luege, wie es dort sei, und weil neue Besen gut wischen täten“ (VIII,38). Hier erklärt das Sprichwort die Neugierde der Leute. In einem anderen Beispiel fährt Uli wie wild mit seinem Fuhrwerk davon. Daß dabei nichts passiert, wird folgendermaßen erklärt: „Es war viel, daß er den Wagen nicht umwarf oder keinen Abweisstein umfuhr, aber Gewohnheit macht viel“ (XI,36). In einem anderen Fall bekommt ein Lehrer eine Gehaltserhöhung und ist so erfreut, daß er sofort

<sup>25</sup> Heinrich Walter Strasser, Jeremias Gotthelf als Satiriker (Diss. Basel 1955) 12.

mit jemandem darüber reden muß, denn „wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über“ (II,13).

Eine größere Gruppe bilden die Sprichwörter, die zur Charakterisierung herangezogen werden. Nach dem Tode eines Familienoberhauptes kommen viele Angehörige, um zu erben, was den Autor zu folgender beißender Charakterisierung reizt: „Da sollte man doch eher etwas übersehen können. Aber eben mit dem Haben nimmt auch das Begehren zu (III,172). Das ist der Fluch, der im Golde liegt und von dem das Sprichwort kömmt: ‚Je mehr er hat, desto mehr hat er zuwenig‘“ (III,172). So gibt es auch einen reichen Junggesellen, der nach dem Grundsatz gelebt hat: „selber essen macht feiß“ (III,259), und manche Bauern leben nach dem Wahlspruch „komme ich nicht heute, komme ich doch morgen“ (XX,316). Dann benutzt Gotthelf ein Sprichwort, um das Gefühl eines Bauernburschen zu kennzeichnen, der gerade sein Liebchen verlassen muß: „‚Scheiden und meiden tut weh‘ (V,205) heißt’s im Liede, das fühlte Jakobli.“ Oder das Sprichwort wird zur Rechtfertigung herangezogen, so wenn der Autor erzählt, wie sehr Peter Käser beim Schulmeister zu leiden hat und wie gern er sich darum bei befreundeten Bauern ausspricht. Sein Herz ist voller Beleidigungen und Hintenansetzungen, und „darum wird es voll davon, unser kleines, enges Herz, und darum läuft auch der Mund über“ (II,119). Selbst als Hoffnungsmedizin bringt Gotthelf Sprichwörter in seine Schriften, denn „nicht nachlassen gewinnt“ (IX,468), und befindet sich jemand in einer aussichtslosen Situation, benutzt der Dichter das Sprichwort gern als Frage, wie „wo Geld nehmen und nicht stehlen?“ (XI,391), und drückt dadurch die peinliche Lage des Betreffenden aus. Doch auch Beweggründe können durch Sprichwörter erklärt werden. Jakob freit z. B. um Melanie, die ihn jedoch bald als armen Gesellen durchschaut. „Da aber Melanie damals gerade nicht bessere Aussichten hatte, so hielt sie sich am Sprichwort, eine Laus im Kraut sei besser als gar kein Fleisch (IX,137), nahm, was Jakob geben konnte.“

Auch für Argumente jeder Art lassen sich Sprichwörter vorschieben, besonders da sie dem Argument eine scharfe Pointe verleihen. Der junge Benz will z. B. von seinem Meister fort, und man diskutiert hin und her, bis Benz seinen Lohn fordert und der Meister mit einem zynischen „kurzi Haar sind bald bürstet“ (XXIII,383) der Sache ein Ende macht. Oder ein Bauer rät einem armen Besenbinder, sich einen Karren für den Transport seiner Ware zu bauen. Dieser meint, er habe ja so etwas noch nie gemacht und könne es nicht, wogegen der Bauer mit einem schnellen „einmal muß immer das erste sein“ (XXI,163) argumentiert. Dagegen dient das Sprichwort in der folgenden Situation zur Be-

ruhigung. Nach langer Suche hat man den verletzten Bauernsohn Resli gefunden, und seine Schwester Änneli möchte gern zu ihm, doch der Vater ist dagegen und beschwichtigt sie: „Bis ume ruhig, wenn's gut kommen soll, so fehlt's nit, und wenn's fehle soll, so hilft alles Zappeln nichts (VII,160). Heute ist's zu spät, aber morgen kann man fahren und sehen, was zu machen ist allfällig.“ Sogar Trost kann durch ein Sprichwort gespendet werden. Uli's Land droht durch einen Sturm zerstört zu werden, und er ist ganz außer sich, doch seine Frau Vreneli erinnert ihn an „sorget nicht für den morgenden Tag (XI,307); es ist gut, daß jeder Tag seine eigene Plage habe“ (XI,307). Oft muß das Sprichwort zur Ausrede herhalten, etwa wenn ein durchtriebener Wirt einen Uli, der unbedingt sein Geld braucht, mit der Antwort abfertigt: „Wo nichts ist, ist nichts“ (XI,336). Als Dämpfer oder Bremse für einen sehr im Gefühl schwelgenden Menschen verwendet eine Frau das Sprichwort „Ich wollte den Pelz nicht verkaufen, bis ich den Bären hätte“ (II,15). Wenn nötig, kann Uli sogar ein Sprichwort zur Verteidigung heranziehen, nachdem er gerade eine Kuh auf nicht ganz geradem Wege erworben hat, denn „es macht jeder, was er kann“ (XI,244), und dann eignet sich das Sprichwort natürlich zum Schimpfen, wie der wütende Meiß zeigt, denn für ihn ist „alles unger eir Decki und eis Dreckpack, der Pfarrer, d'Vorgesetzte u die angere Bure, und ke Schelm verklagt der anger, u ke Kraye chratzet der angere d'Auge us“ (I,200). Solche Wut kann sich aber auch zur Drohung steigern, und so will der böse Eglihanne es seinen Übeltätern schon zeigen, „wie die Ersten die Letzten sein werden und die Letzten die Ersten“ (XII,259). Einen großen Kontrast bilden dagegen Sprichwörterwendungen, worin ein Mensch in sich geht, wie hier Ankenbenz: „Wir sind an allem selbst schuld, zwingen zu allem hätte uns niemand können, jetzt müssen wir ebenfalls ernten, was wir gesät“ (XIII,575).

So ließe sich diese Reihe von Beispielen leicht noch weiter verlängern, denn die Sprichwörter werden immer wieder in neuen Bedeutungsschattierungen verwendet. All dies weist auf die unerschöpflichen Funktionsmöglichkeiten der Sprichwörter hin, die von Gotthelf in allen nur erdenklichen Nuancen in sein Werk aufgenommen wurden. Abschließend kann also gesagt werden, daß die Sprichwörter im Werke Jeremias Gotthelfs ein überaus wichtiges Stilmittel bilden. Sie wurden von dem Dichter so kunstvoll integriert, daß es sich bei ihrer Verwendung keineswegs um eine bloße volkscundliche Ausstopfung des Textes handelt. Die Sprichwörter sind vielmehr ein wichtiger Teil des dargestellten Volkslebens und bilden daher einen natürlichen Bestandteil der volkstümlichen Sprache Gotthelfs.